



btb

HÅKAN NESSER

ELF TAGE  
IN BERLIN

R o m a n



zu schön.«

Arne nickte und dachte, dass er das verstand. Es gab ein Bild von seiner Mutter Violetta, hinter Glas und eingerahmt und an dem ihm gebührenden Platz auf der Familienkommode in der guten Stube. Zwischen dem Reiher aus Teakholz, den er etwa ein Jahr vor seinem Unglück im Werkunterricht geschnitzt hatte, und einem anderen Foto: dem von Großvater Albin und Großmutter Helga. Sie waren lange vor Arnes Geburt gestorben, worüber er insgeheim ganz froh war, denn sie sahen so griesgrämig und hinterlistig aus, dass sie niemandem Freude bereitet haben konnten.

Auf der Porträtaufnahme sah man lediglich die obere Hälfte seiner Mutter, aber Arne hatte sich immer gesagt, dass es die

schönere Hälfte war. Dunkle, lockige Haare hatte sie, die auf ihre Schultern fielen, einen breiten Mund, der lachte und eine schöne Reihe glänzend weißer Zähne freigab, sowie eine Art Funkeln in den Augen. Doch selbst Arne begriff, dass sie eine schöne Frau gewesen war. Und vielleicht noch war. Solange er zurückdenken konnte, hatte es geheißen, sie sei tot, aber nun lebte sie ganz offensichtlich. Weder Vater Torsten noch Onkel Lennart hatten gerne über sie gesprochen, und Tante Polly hatte immer nur die Augen verdreht und geseufzt, wenn doch einmal von ihr die Rede gewesen war.

Vor einer Woche war Arne dann jedoch über diese neuen – andererseits recht alten – Details informiert worden.

Zimmer acht. Auf der Bettkante, was ein bisschen unbequem gewesen war, aber sein Vater Torsten hatte ihn dort haben wollen. Er hatte Arnes Hand in seine beiden Hände genommen, was auch ziemlich ungewöhnlich gewesen war, musste man sagen, seine gebrochenen Augen auf ihn gerichtet und so unheimlich verbittert ausgesehen – fast so wie sein Vater und seine Mutter auf dem Kommodenporträt, oder wie sonst immer, wenn ihnen das Geld ausging und das Geschäft auf dem absteigenden Ast war.

»Arne, mein Sohn«, hatte er gesagt. »Mein einziger Sohn, ich bin bald nicht mehr, das hast du doch sicher verstanden, nicht?«

Arne hatte genickt, und es war ihm gelungen, ein »Ja, klar« hinunterzuschlucken, denn es gab so einiges, was man nicht sagen

sollte, wenn der Tod vor der Tür stand. Was sich nicht gehörte. *Schweigen wie ein Grab*, wie Onkel Lennart ihm bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit riet. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

»Ich möchte mit dir über etwas sprechen, ehe es zu spät ist. Du musst mir gut zuhören.«

»Ich höre«, erwiderte Arne, denn das tat er.

Onkel Lennart saß auf einem Stuhl am Fenster und blickte in den Regen hinaus. Seinem Bruder und seinem Neffen kehrte er den Rücken zu.

»Also, dann wollen wir mal«, fuhr Vater Torsten fort. »Das Leben verläuft nicht immer nach Plan, das begreift man, wenn man so weit gekommen ist wie ich. Aber

man muss es zu einem guten Ende bringen, und es gibt Dinge, die man vorher noch regeln sollte.«

»Richtig«, sagte Arne.

»Verstehst du, was ›regeln‹ bedeutet?«

»Ja, klar«, antwortete Arne.

»Man wird dir mit Sicherheit nie einen Nobelpreis verleihen, mein Sohn, aber du bist ein guter Mensch, und das ist mehr, als man von Krethi und Plethi behaupten kann.«

»Krethi und Plethi?«, erkundigte sich Arne.

»Von den meisten«, verdeutlichte Vater Torsten.

Arne nickte. Sein Vater räusperte sich und spuckte Schleim in den dafür vorgesehenen Plastikbecher.

»Die Wahrheit ...«, sagte er nachdenklich,